

Zeitschrift: Adelbodmer Heimatbrief
Band: 25 (1967)

Artikel: In der Wildnis (Fortsetzung)
Autor: Germann, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1063202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

In der Wildnis

(Fortsetzung: Albert Germann, Canada)

Nach der gefahrvollen Überquerung des breiten Flusses, erreichten die beiden Wildnisbewohner mit ihren Pferden bald Fränks Hauptplatz, wo in einer Heumatte ein Lattenzaun und eine alte Grasmachine war. «Da», sagte Fränk, «werden wir Heu machen».— Es war eine schöne Fläche, die der Gegend hinterm Bollersgraben und gegen den Trunig hinauf glich. Auf den Gipfeln der Rocky Mountains war noch Schnee zu sehen. Das Gras war so hoch, dass man die Beine der Pferde nicht sehen konnte, und die Laubbäume hatten 90 cm Durchmesser.— Im Schlafzimmer waren zwei Bettstätten an der Wand festgemacht, alles mit Rundholz, dann ein Bärenfell und ein «Caribofell» (Elchfell), das sehr dickes Haar hatte und ein gutes Bett machte. In der Nacht erwachte ich und wollte die Wand erklettern.

Am nächsten Morgen gingen wir jagen. Fränk erlegte einen zweijährigen Schaufelhirsch. In einem kleinen Rauchhäuschen wurde das Fleisch geräuchert. Die Haut wurde zwischen vier Stangen ausgespannt, die Haare mit einem scharfen Messer abgeschnitten, das Fell eine Woche geräuchert und manchmal mit einem Stück Holz gerieben, bis es weich war. Im Winter machte Fränk Handschuhe, auch an den Füßen zu tragen.

Nach einigen Tagen, spannten wir zwei Pferde an die Grasmachine und mähten die halbe Fläche. Am nächsten Tag wurde das Heu auf Haufen gerecht, mit einer 3 m breiten Schleppe und dann zogen die Pferde das Heu zum Stock. In einer Woche war das Heuen fertig.

Dann begann der Bau eines Speichers. Mit den Pferden schleppten wir die Trümmel auf den Platz. Mit der Breitaxt machten wir sie auf drei

Seiten flach. In den Ecken stellten wir dicke Pfosten fest, einen Meter über der Erde. Darauf bauten wir das Häuschen 4 mal 4 m. Für das Dach spalteten wir dicke Latten, machten Känel daraus und legten diese, abwechselnd nach oben und nach unten gekehrt, neben- und übereinander. Um die Pfosten befestigten wir Blech, damit Eichhörnchen und andere Tiere nicht hinaufklettern können.

Fränk hatte 4 Trapperkabinen, die alle dem Fluss entlang je ungefähr 10 Meilen (16 km) voneinander entfernt waren. Wir beluden uns und zwei Hunde mit dem nötigen Gepäck und gingen zur ersten Kabine. Da jagten wir und spalteten Feuerholz. Nach zwei Tagen gingen wir zur nächsten Kabine. Aber die war auf der andern Seite des Flusses. Da fällten wir zwei trockene Bäume, machten davon fünf Trämmel, je fünf Meter lang, banden sie mit Weiden an den beiden Enden zusammen und legten unsere Sachen darauf. Mit Stöcken von vier Meter Länge, stiessen wir dann unser Floss vom Ufer weg und gegen die andere Seite des Flusses. Die Hunde kamen vor uns weiter oben ans jenseitige Ufer. Hier gelang es Fränk, zwei Fische zu fangen, während ich Holz rüstete zum Kochen. Nach dem Essen ging ich auch fischen, und wirklich kriegte ich meinen ersten Fisch! Spät am Abend, hörte man die Wölfe schreien.

Am nächsten Morgen gingen wir hinauf zur zweiten Fläche. Dort fanden wir viele «Hinteni». Wir assen uns satt, pflückten einen Wasserkessel voll und machten «Mues» davon.

Nach drei Tagen gingen wir weiter, blieben zwei Tage bei der dritten Kabine und kamen dann zur vierten. Da machten wir auch Feuerholz für den Winter und bauten aus sechs Trämmeln ein Floss. Am nächsten Morgen wollten wir jagen gehn, denn Fränk sagte: diese Gegend sei gut für Hirsche. Aber erst nach zwei Regentagen, eignete sich das Wetter für die Jagd. Nach kurzer Zeit konnten wir durch das Gebüsch einen Hirsch sehen, schlichen noch näher, und Fränk traf ihn gut. Das Fleisch mussten wir ungefähr einen Kilometer weit bis zum Fluss tragen; dann gingen wir zurück zur Kabine, assen etwas, brachten die Hunde und unsere Sachen auf das Floss, stiessen los von dem

Ufer und fuhren den Fluss hinunter bis zu dem Fleisch. Dieses hatten wir bald aufgeladen und fuhren weiter. In der Nähe der zweiten Kabine, übernachteten wir. Wir sahen einige Bären und Hirsche im Wasser. Die Hunde konnten sie auch sehen. Es war gut, dass wir diese angebunden hatten. Am andern Tag kamen wir gut zu Hause an. Das beste Fleisch wurde geräuchert, den grossen Teil bekamen die Hunde.

An einem schönen Samstagmorgen stand ich früh auf, machte Kaffee und ging nach dem «Elsighorn». In zwei Stunden war ich oben, wo nur Berge, Wälder und Täler zu sehen waren. Mit dem Feldstecher konnte ich eine Herde Bergziegen sehen. Es war eine Freude, wie die Jungen hopsten und spielten. Das erinnerte mich an die Zeit, wo ich unter dem Bonderspitz die Ziegen hütete; aber hier war kein Alphorn zu hören!

Eines Tages ging ich allein auf die Jagd. Nach einigen Stunden sah ich einen Hirsch, aber als ich ihm näher kam, war er schon fort. Dann musste ich ziemlich lange laufen, über einen Grat, und wirklich, in der Ferne konnte ich wieder einen sehen. Nachdem ich mehrere Hügel überstiegen hatte, und die genaue Stelle nicht mehr wusste, kam ich zuletzt auf einen kleinen Grat, und ungefähr 35 Meter weiter unten war der «Moss». Er schnauzte und wäre wohl auf mich zugekommen, drum verlor ich keine Zeit, ging nur ein halbes Dutzend Schritte weit und erlegte ihn. Die Schaufelhörner waren über fünf Fuss breit von Spitze zu Spitze. Er wog 600—675 Kilo. Beim Ausweiden sah ich, dass die Kugel durchs Herz gedrungen war.

Am nächsten Morgen holten wir das Fleisch. Unterwegs in einem Walde, stiessen wir auf drei tote Schaufelhirsche, von denen zwei jedenfalls sich gestossen und die Hörner ineinander verhängt hatten, sodass sie elend zugrunde gehen mussten, während wohl der eine von diesen beiden den dritten vorher getötet hatte. Das kommt nur im Herbst vor, wenn sie laufen.

Später wünschte Fränk, dass ich nach Dawson Creek gehe, um die Post zu holen und verschiedenes einzukaufen, besonders Zucker. Am

Abend holten wir zwei Pferde heim, stunden am nächsten Morgen früh auf, fütterten die Pferde, frühstückten, sattelten die Pferde, eines mit dem Reitsattel, das andere mit dem Pastsattel, hängten die Kisten an und banden sie fest. Dann machte ich mich auf die Reise. Bald kam ich auf den Platz, wo ich über den Fluss musste, in dem ich das erstemal hätte ertrinken können. Das Wasser war diesmal nicht so hoch, auch hatte ich jetzt mehr Erfahrung. Gegen Abend kam ich zu einem günstigen Platz, wo viel Gras, Wasser und dürres Holz war. Da beschloss ich zu übernachten. Die Pferde wurden getränkt und an lange Stricke gebunden. Nach dem Essen hackte ich noch mehr Holz für den Abend und machte ein gutes «Licht» (Feuer). Später rollte ich die Bettrolle aus neben den Kohlen und legte mich hin. Über mir waren die hellen Sterne.

Auf einmal knurrte der Hund, und die Pferde schnauzten. Da stund ich schnell auf, holte mit der Taschenlampe die Pferde, band sie dicht bei meinem Lagerplatz an, und legte noch mehr Holz auf das Feuer. Die Pferde und der Hund blieben unruhig, und erst nach zwei Uhr konnte ich einschlafen. Als es Tag war, wachte ich auf, band die Pferde wieder lang an, scharfte die Kohlen zusammen, bereitete mein Frühstück und machte mich wieder auf den Weg. Bald konnte ich halbverfaulte umgedrehte Bäume sehen, wo es unten viele Ameisen und deren Eier hatten, was die Bären gerne fressen. Fränk sagte mir nachher, er denke, dass ein Grislibär da war, vor dem die Pferde scheu sind. Bei Feuer kommen die Bären nicht näher; aber hätte ich gewusst, was es in der Nacht war, ich würde nicht geschlafen haben! Diesen Tag kam ich nach Dawson Creek. Am nächsten Tag besorgte ich meinen Einkauf und ging auf das Postbureau. Hier waren zwei Briefe aus der Schweiz, die mir von Fort St. John zugeschickt wurden. Fränk erhielt viele Zeitungen; wenn sie auch nicht alle gelesen wurden, konnten sie gut gebraucht werden zum Feuermachen.

Ende Oktober, fingen wir an die «Trapps» (Fallen) zu stellen. Fränk ging mit mir über die drei verschiedenen Wege, wo ich für diesen Winter die Fallen stellte. Dann ging er das Tal hinauf zu seiner

Kabine, und so war ich die meiste Zeit allein. Alle acht Tage kam er zurück, blieb einen Tag und begab sich dann wieder auf die «Trapp-line.»

Zu Weihnachten war er zu Hause, kochte ein gutes Mittagessen und machte auch Kuchen, während ich die Pferde fütterte. Zum erstenmal hatten wir schon viel Schnee.

Eines Abends, anfangs Januar, fing der Hund an zu bellen, als ob ihn was wollt auffressen. Ich griff nach dem Gewehr, machte die Küchentüre auf, und der Hund war schnell drinnen. Ihm standen die Haare zu Berge. Ein Stück entfernt, konnte ich zwei glühende Augen sehen. Ich muss gut gezielt und getroffen haben; denn am andern Morgen konnte ich Haut und Knochen eines Wolfes sehen, an dem die andern sich vollgefressen hatten.

Im März nahmen wir zwei Pferde, spannten sie an einen selbstgemachten Schlitten und fuhren mit Pelzen auf dem Eis den Fluss hinunter. Das Eis war zwar dick; aber bei den Wirbellöchern mussten wir aufpassen. Es war bald Abend und Zeit zum Campingmachen. Da sind die Pferde durch das Eis gebrochen und im Wasser geschwommen. Der Schlitten blieb auf dem Eis. Die Pferde wurden vom Schlitten gelöst und umgedreht, dass die Köpfe nicht unter das Eis kamen. Zum Glück waren Fred Callison und sein Sohn mit Reitpferden da. Mit dem Lasso machten sie das Seil dem Pferd im Wasser über den Kopf und dem Sattelpferd am Sattelhorn fest. Nun fing dieses langsam an zu ziehen. Das andere wurde zwar vom Seil gewürgt, kam aber doch zu meiner Verwunderung leicht aus dem Wasser. So wurden beide gerettet. Sogleich machten wir zwei Feuer und hielten die nassen Pferde dazwischen, bis sie trocken waren und keinen Schaden davontrugen.

Am nächsten Tag kamen wir zu der «Tradingpost» (Handelsladen). Hier verkauften wir die Pelze und übernachteten dort. Auf dem Rückwege ging streckenweise einer voran mit dem Eismeissel und prüfte das Eis. Das Wetter war wunderschön, nicht kalt, und man konnte den Frühling in der Luft fühlen. Vor Sonnenuntergang konnten wir

Wölfe sehen, die einen Grat entlang gingen, im Hintergrund der blaue Himmel. Zum Schiessen war die Entfernung zu gross.

Bald kamen wir auf eine kleine ebene Fläche mit grossen Tannenbäumchen, unter denen kein Schnee war. Hier konnten wir schon «Campieren». Fränk bereitete das Nachtessen. Wir hatten Büchsenfleisch, eine Abwechslung vom Hirschfleisch. Für die Pferde brachten wir Hafergarben mit; denen hat es auch gut geschmeckt.— In der Nacht wurden wir aufgeweckt von einem langen «Huuh». Dieses Wolfsgeheul bedeutet gewöhnlich Sturm. Am Morgen war es frisch und kalt. Doch der heisse Kaffee wärmte uns, und wir machten uns früh auf den Weg. Später konnte man den Sonnenschein auf den Bergen sehen; aber auf dem Fluss wurde es noch kälter. Einigemal konnten wir Hirsche sehen, die im Gebüsch Laub frassen. Endlich kam die Sonne auch herunter ins Tal, und es war lange schön zum Fahren. An den Ufern hörte man Eichhörnchen, der Specht machte Lärm an einem trockenen Baum und suchte nach Würmern.

Es war dunkel, als wir zuhause ankamen. Die Pferde wurden im kleinen Stall angebunden und gefüttert. Fränk hatte das Essen bald fertig. Mit dem grossen Heizofen wurde es schön warm. Aber vor dem Schlafen musste ich noch beim Fluss ein drei Fuss tiefes Loch durch das Eis hacken. Dann waren die Pferde vom Schweiss nicht mehr nass und abgekühlt, und konnten getränkt werden. Jetzt aber ging ich gerne schlafen. Am nächsten Morgen hatten wir einen Fuss Neuschnee! Fränk lud seine Bettrolle, sein Essen, Gewehr und Beil auf den kleinen Schlitten, spannte die drei Hunde an und ging auf seine Trappline für acht Tage. Ich versorgte, was noch auf dem Schlitten war, liess die Pferde wieder frei und ging auch auf meine kurze Linie und zwar mit Schneeschuhen. Jeden Abend kam ich zurück, um auch die Pferde zu füttern.

Im Winter scharren die Pferde den Schnee weg, bis sie auf das alte Gras kommen. Aber mit dem allein wären sie mager geworden. Viele mussten sich so durch den Winter schlagen. Die Indianer wussten überhaupt nichts von Heu machen. Wenn es nicht zuviel Schnee gab,

sind die Pferde gut durch den Winter gekommen. Ich habe Pferde gesehen, die nur noch Haut und Knochen waren. Gegen den Frühling bei schönem Wetter genossen die armen Tiere die zunehmende Sonnenwärme, wurden faul, dann schwächer, legten sich hin, konnten nicht mehr aufstehen, und bald war es fertig mit ihnen. Weisse würden angeklagt wegen solcher Tierquälerei; aber die Indianer haben vielerlei Vorrechte, da sie die ersten Ansiedler in Canada waren. Jagen können sie das ganze Jahr für ihren Lebensunterhalt, die Weissen nur zwei Monate im Herbst.

Wenn ein Indianer krank wird und sie sehen, dass er bald sterben werde, wird er allein in die «Teppi» (Entfernung) gebracht. Keiner geht hin, und sollte es noch tagelang dauern. Die Leiche wird in Häute gewickelt. Im Winter binden sie zwei Latten zwischen zwei Bäumen 4—5 Meter hoch fest an, und die Leiche wird darauf gelegt und festgebunden. Im Sommer dagegen werden die Leichen auch beerdigt. Für zwei Tage feiern sie dann bei ihren Wohnstätten. Sie haben ein kleines Feuer, und in einem Kreis, einer hinter dem andern, hupsen sie im Takt mit der Trommel herum. Ungefähr nach jeder halben Stunde wechseln sie ab, und so geht das Tag und Nacht.— Vor Jahren hatte unsere Kirche für die Kinder ein Lager an dem Fluss. Aus der Ferne tönte es immerfort: Tump, tump. Am nächsten Tage gingen sie alle dorthin, die Kinder, der Pfarrer, seine Frau und andere. Auch meine Frau war dort, da sie beim Kochen mithalf. Die Indianer sagten ihr: «Der Häuptling ist gestorben, und zwei Wochen wird gefeiert». Auch sie mussten eine kurze Zeit mitmachen, sonst hätte es die Indianer beleidigt.— Die älteren verstehen nicht englisch, nur jüngere reden englisch. Die Regierung baute vor 25 Jahren auch Schulhäuser. Aber die Lehrer haben grosse Mühe mit den Kindern, weil diese denken: «Unsere Eltern hatten keine Schule und leben auch». Die Männer gehen auf die Jagd und bringen das Fleisch heim. Die Frauen müssen das Fleisch räuchern, die Haut gerben, Handschuhe machen und alles Brennholz zusammenholen. Was für ein Leben wäre das für uns Weisse! Für viele Jahre hatte ich zwei India-

nerburschen angestellt bei der Ernte. Es waren gute Arbeiter; aber sobald es Regen gab und man nicht arbeiten konnte, verlangten sie ihren Lohn, gingen nach Fort St. John, und waren nicht mehr zu sehen, bis das Geld alles vertrunken war.

An einem Winterabend nach 10 Uhr klopfte jemand an unsere Haustür. Da waren zwei Burschen, einer mit einem Mädels und einer mit seiner Frau. Sie waren alle bei gutem Humor, sangen englisch, und ich sollte sie heimfahren, 18 Kilometer weit bei -20 Grad Celsius. Ich nahm eine grosse Schüssel, machte sie halbvoll mit glühenden Kohlen aus dem Heizofen und legte sie unter das Auto im Garage. Nach 20 Minuten war der Motor aufgewärmt, ich konnte ihn anlassen und mit der Bande losfahren, in der Hoffnung, dass wir nicht im Schnee stecken blieben. Ein Taxi hatte sie von Fort St. John ein Stück weit gebracht, bis sie kein Geld mehr hatten. Ein Wunder, dass sie dann noch bis zu uns zu laufen imstande waren. Unser Haus hätte gleich nach Indianerrauch gerochen, darum wollte ich sie nicht über Nacht behalten. «You are my friend», sagten sie so oft und wussten schon, zu wem sie gehen konnten. Der Alkohol, den ihnen die Weissen gebracht, und die neuzeitlichen Nahrungsmittel, haben ihre Gesundheit geschwächt, und viele sind an Tuberkulose gestorben. Heute sind nur noch halb so viele am Leben.

Jetzt noch etwas von meinen Erfahrungen in der Wildnis. Ich hatte den Frühling zu früh erwartet. Es gab noch mehr Schnee und blieb kalt. Eines Tages ging ich auf eine Trappeline. Beim Zurückkommen wollte ich auf dem Fluss die letzten 5 Kilometer zurücklegen mit einem «Kehrit» im tiefen Schnee. Aber das dünne Eis brach, und ich war drei Fuss tief im Wasser. Rasch arbeitete ich mich heraus und suchte auf die Mitte des Flusses zu kommen, wo der Schnee fortgeblasen und das Eis dick war. Meine Hosen waren bald mit Eis beschlagen und luftdicht geworden, sodass meine Füße und Beine nicht erfroren. Mit steifen Beinen musste ich mich gegen meine Behausung schleppen. Es war schon dunkel, als ich endlich meine Heimstätte erblickte. Wie froh war ich da! Mit dem trockenen Holz hatte ich bald

ein gutes Feuer im Heizofen, und nach einiger Zeit konnte ich die «Mokasins» (Schuhe) ausziehen und auch die nassen Hosen loswerden. Es wurde mir schon ordentlich wohler, obschon ich jetzt tüchtig Hunger hatte. Nach dem Essen las ich noch stundenlang an einer Geschichte. Die Bücher, welche Fränk dort hatte, habe ich mit der Zeit alle gelesen. Am Anfang verstand ich viele Wörter nicht recht; aber jetzt habe ich alles Englische gelernt.

Am 6. April war der meiste Schnee im Tal fort, und ich verlangte wieder nach meiner eigenen Heimstätte. Mit meinen zwei Pferden und einem von Fränk, machte ich mich auf den Weg. Nach 3 Stunden kam ich in eine hohe Gegend, wo noch viel Schnee war. Auf einmal merkte ich, dass ich den Weg verloren hatte. So musste ich zurück, bis ich an einem Baume wieder eine Markierung sehen konnte. Der Schnee wurde immer tiefer. Sollte ich doch endgültig umkehren? Ich wechselte das Reitpferd öfters und als es bald Abend war, erreichte ich die Passhöhe. Dort musste ich übernachten. Für die Pferde hatte ich Hafer, den Durst konnten sie mit Schnee löschen. Für mich konnte ich keinen Tee kochen, da kein trockenes Holz zu sehen war. Zum Schlafen hatte ich einige Bärenfelle mitgebracht; die legte ich auf den Schnee, meine Bettrolle drauf und habe gut geschlafen, denn das Wetter war schön. Sobald es hell wurde, gings weiter, und gegen Mittag war ich aus dem tiefen Schnee und konnte was Warmes zum Essen bereiten. Ich hatte für die Reise nach Dawson Creek mit zwei Tagen gerechnet, brauchte aber dann drei Tage. Dort verkaufte ich die Pelze und kaufte Nahrungsmittel für den Sommer. Nach anderthalb Tagen kam ich an den Friedensfluss. Da sagte mir Herbert Taylor: «Diese Fähre wird nicht vor einer Woche oder zehn Tagen in das Wasser gebracht». Denn oben in den Rockies war das Eis noch auf dem Fluss, und wenn das losbrach, konnte es die Fähre beschädigen. Wie mir zumute war, könnt ihr Euch denken: Nicht viel Geld in der Tasche und zehn Tage lang für die Pferde Futter kaufen! Der Mann war bereit, mir zu helfen. Er sagte: «Wir können das Gepäck in das kleine Ruderschiff tun, und ein Pferd mit einem langen Seil hinten nach-

bringen». So fuhren wir los und die Pferde hinten nach. Sobald sie schwimmen mussten, kamen sie uns zuvor, und ich musste das Seil loslassen. Sie kamen vor uns ans andere Ufer, 700 Meter weit durch das eiskalte Wasser. An der warmen Sonne waren die Pferde bald trocken, und ich konnte die Reise nach Fort St. John fortsetzen, wo einige Briefe aus der Schweiz auf mich warteten.

Am nächsten Tag legte ich die letzten 15 Meilen zurück nach meiner Heimstatt. Einen Monat später kam Fränk bei mir vorbei und begab sich nachher auf seine Heimstatt. So kam er jeden Sommer. Aber im Jahr 1935 kam er nicht mehr. Er und sein Partner machten ein Floss am Mänryfluss und kamen eine Strecke weit herunter. Auf einer Stelle lagen hunderte von Bäumen aufeinander; denn beim Hochwasser bleiben immer mehr Bäume dort hängen. Sie sahen das Hindernis zu spät. Bei dem Anprall stürzte das Floss halb um, und beide flogen ins Wasser. Der Fred Steiner, ein junger Bursche, konnte schwimmen, Fränk aber nicht, und er ertrank. Er war ein so gutmütiger Mensch. Hätte ich ihn damals begleitet, wäre ich auch nicht mehr am Leben.

Vam Strubel uf ds Hahnemoos

Hans Schranz, Biel

Es ischt iifach jedesmal e bsundrigi Früd, wen-ig us em Underland uehi i ds Adelbode darf ga ne Bärgetour mache; erscht rächt jitz in däne Jahre, wa miner Chind og afe mit mer chöme. Si sölle drum wüsse, wa si iigetlich dehiime sige, u das merke si net, we si nume gschwind em Blick i nüw Poscht-Palascht tüe. Nii, derfür müesse si mit mer gäge ds Gsür, düre Lonner ii an Entschlige, den uberhi uf Gemmi u bir Bunderchrinde em zrug. Aber eppis vam schönste isch den doch ging nug der Strubel. Da si wer also es Abeds under ds Birg